

Täter. Vom Mitläufer zum Massenmörder“ (Stuttgart 2000). In 38 Kapiteln untersuchen darin 30 Autorinnen und Autoren Lebenswege von 45 Personen, welche in den zwölf Jahren NS-Herrschaft ihr Engagement der menschenverachtenden Diktatur widmeten. Nach dem ersten Bekenntnis zur verbrecherischen Ideologie rechtfertigten sie sich mit dem Satz: „Wir haben nur unsere Pflicht getan für Volk und Vaterland.“ Befehlsempfänger oder Schreibtischtäter, die Rechtfertigungen ähneln sich nicht nur in Stuttgart oder Dresden.

Dresden

Uwe Ullrich

**MARKUS LAMMERT, Die Stadt der Vertriebenen. Görlitz 1945–1953** (Neues Lausitzisches Magazin, Beiheft 10), Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften e. V., Görlitz 2012. – 162 S. mit Abb., brosch. (ISBN: 978-3-9814990-2-5, Preis: 15,00 €).

Die Studie „Die Stadt der Vertriebenen. Görlitz 1945–1953“ basiert auf der von Markus Lammert 2008 verfassten Magisterarbeit, die 2010 mit dem Hermann-Knothe-Preis der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften e. V. ausgezeichnet wurde. Zudem flossen Ergebnisse seiner Mitarbeit an der Ausstellung „Lebenswege ins Ungewisse – Migration in Görlitz/Zgorzelec von 1933 bis heute“ in die nun publizierte Untersuchung ein, die im Rahmen der 3. Sächsischen Landesausstellung „via regia – 800 Jahre Bewegung und Begegnung“ 2011 in Görlitz gezeigt wurde. Im Zentrum der auf breiter regionaler wie überregionaler Literatur- und Quellenbasis ruhenden Arbeit steht die Stadt Görlitz, die infolge der „Westverschiebung“ (S. 10) Polens 1945 nicht nur zum „letzten Zipfel von Schlesien“ (S. 13), sondern vielmehr auch geteilt wurde: Die Neiße, die die Altstadt im Westen von der weitaus jüngeren und kleineren Oststadt trennte, entwickelte sich zu nichts weniger als zu einer Staatsgrenze.

Lammerts Fokus liegt dabei auf den „langfristigen Folgen der großen erzwungenen Massenwanderung Europas im 20. Jahrhundert“, die „in Görlitz unter einem Brennglas nachvollzogen werden“ können (S. 10). Hierin deutet sich bereits ein Kontext an, in den sich die Studie einordnet, leistet sie doch einerseits einen Beitrag zur „europäischen Vertreibungsgeschichte“ (S. 12), die seit dem Ende der 1990er-Jahre – bedingt durch eine immer kleiner werdende Erlebnisgeneration – zu einer breiten Debatte um den Opferstatus der Deutschen im Gefolge des Zweiten Weltkrieges führte. Jenseits der Erforschung der Stadtgeschichte von Görlitz ist der Beitrag der Studie aber andererseits auch in der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Sachsens und der Oberlausitz zu verorten, Lammerts Arbeit ist stets in den Kontext der politischen Entwicklung in der SBZ/DDR einbettet. Der Autor befasst sich deswegen nicht nur mit der Teilung der Stadt 1945, wobei er in der gesamten Studie auch den Wechselwirkungen zwischen dem nunmehr deutschen und dem polnischen Teil Aufmerksamkeit schenkt. Vielmehr bildet die konkrete „Verwaltung des Mangels“ (S. 49) – die sozialen und wirtschaftlichen Folgen der Teilung und der massiven Ansiedlung von Vertriebenen im Westteil der Stadt – einen wesentlichen Schwerpunkt der Studie: Ende 1947 lebten in Görlitz etwa 100.000 Menschen, ca. 40 Prozent von ihnen waren Vertriebene. Die Stadt wies damit den höchsten Vertriebenenanteil auf dem Gebiet der SBZ auf. So herausragend wie überraschend sind allerdings Lammerts Befunde zu den identitären Folgen für das Gemeinwesen Görlitz, die zur Ausbildung einer „lokalen Sonderidentität mit eigenen Erinnerungskulturen“ führte und die Stadt im Selbstbild aller Bewohner zur einer „Stadt der Vertriebenen“ machte (S. 13). Jenseits der personen- wie institutionengeschichtlich sauber recherchierten Wirtschafts- und Sozialgeschichte – Zuwanderung,

„Zwangsbewirtschaftung“ von Wohnraum (S. 58), Zwangsumverteilung von Hausrat (S. 63), Armut im „Armenhaus an der Grenze“ (S. 133) – ist es vor allem das Kapitel „Die neue Stadt“, das den Leser von Lammerts Arbeit in seinen Bann zieht. Schließlich wurde das ‚schlesische Erbe‘ gerade in Görlitz zu einem multiplen Bezugsrahmen, der zumindest bis in die Mitte der 1950er-Jahre Interessen und Ansprüche unterschiedlicher Ausrichtung zu bündeln oder zumindest anzusprechen wusste. Hinsichtlich der Arbeitslosigkeit deutete sich dies beispielsweise in der Hoffnung der Stadtverwaltung an, die Stadt „der Alten, Frauen und Kinder“ (S. 72) werde „das Erbe Breslaus als schlesisches Kleiderfabrikzentrum“ (S. 75) antreten. Wie viele Hoffnungen – etwa auch die der raschen Lockerung des Grenzregimes in Richtung Osten – sollte aber auch dies unerfüllt bleiben.

Jenseits von „Verlustängsten“ (S. 80), die sich aus den erzwungenen ‚Umverteilungsmaßnahmen‘ ergaben, entwickelte sich das Verhältnis zwischen den Ansässigen und den Hinzugekommenen zu keiner „Abgrenzung zweier sich gegenüberstehender Gruppen“ – es entstand „keine Vertriebenengemeinschaft“, die sich „von der Mehrheitsgesellschaft wirksam abgrenzte“ (S. 83). Vielmehr war Zuwanderung in der industriell geprägten Stadt Görlitz bereits vor 1933 ein bekanntes Phänomen, zudem stammten zahlreiche Zugewanderte aus dem Ostteil der Stadt und hatten verwandtschaftliche oder bekanntschaftliche Beziehungen in das westliche Stadtgebiet. Und schließlich verhinderte die zumindest offiziell allenthalben betonte Assimilationspolitik der Besatzungsbehörden und der deutschen Verwaltung die Entstehung von segregierten „Vertriebenen-Siedlungen“ (S. 82). Das hiermit verbundene Wechselspiel zwischen vorgeschriebenem Geschichtsbild und der Wahrnehmung der Akteure analysiert Lammert en détail: Schließlich war den neuen Machthabern an Ruhe und Sicherheit gelegen. An neuen Konflikten, die gar die bestehenden territorialen Grenzen in Frage stellten, waren sie aber in keiner Weise interessiert. Insofern verbannte man offiziell jedweden Schlesien- oder Heimatbezug ins Private, sah man doch die Gefahr, dass aus „ehrlichen Heimatgefühlen eine feindliche Einstellung“ gegen die DDR oder die junge Volksrepublik Polen entstehen könnte (S. 123). Die noch bis in die Mitte der 1950er-Jahre stattfindenden informellen „Umsiedlertreffen“ (S. 83) überwachte man deswegen mit Argwohn. Wobei Lammerts Befund, die bestehenden „Klein- und Kleinstnetzwerke“ hätten die Integration in die Görlitzer Gesellschaft mehr erleichtert, „statt ihr zu schaden“ (S. 90), auch ein bedenkenswertes Schlaglicht auf aktuelle Integrationsdebatten wirft. Der Identitätsbildung oder gar der vorhandenen Orientierung an bekannten Mustern kam man in Görlitz aber zumindest in der Vertriebenengeneration nicht bei. Und mehr noch: Gerade das restriktive staatliche Vorgehen politisierte den Bezug auf die ‚alte Heimat‘ und ließ die Beteiligten stärker in Opposition gegenüber dem neuen System verfallen, denn die Integration zu befördern. Wiewohl die Deutungen der jüngeren Geschichte in Görlitz von vielen schlichtweg nicht geglaubt wurden: Man fühlte sich nicht als von „schlesischen Guts- und Industriemagnaten befreit“ (S. 92), sondern sich schlichtweg um Heimat und Besitz gebracht.

Wesentlich blieb in Görlitz vor allem die Ebene der Identität, die augenscheinlich langfristiger und deutlich öffentlicher mit der Bezugsgröße Schlesien in Verbindung gebracht wurde. Denn Görlitz entwickelte eine „regionale Sonderidentität, die der ganzen Stadt die Rolle eines ‚schlesischen Exils‘ zusprach“ (S. 92). Die stets gegen das bestehende Regime verstandenen Diskurse etwa gegen die Oder-Neiße-Grenze blieben nicht auf die Gruppe der Vertriebenen beschränkt: Die „Frage nach einer Revision der Grenze“ entwickelte sich in Görlitz „zu einem ständig präsenten Reizthema“ (S. 113). Ausschlaggebend war dabei der Umstand, dass die gesamte Stadt und die gesamte Bevölkerung von den Folgen der Teilung und Vertreibung betroffen waren. Überdies offenbarte sich hierin die Prägung einer der größten Städte nach Breslau in

Schlesien, die Görlitz aufgrund der neuen Grenzziehung gar als die „letzte Stadt Schlesiens“ (S. 94) erscheinen ließ. Wie weit solche Identitätskonstruktionen dabei auch im öffentlichen Raum Platz griffen, zeigt das Engagement um den Nachlass Gerhard Hauptmanns und die Benennung des örtlichen Theaters nach ihm; der „schlesische Volksdichter“ wurde kurzerhand „zu einem Görlitzer gemacht“ (S. 97). Und mehr noch zeigt es sich in den Plänen, in Görlitz ein „Schlesisches Museum“ einzurichten – getragen von einem Stadtrat, der von der SED dominiert wurde und dem kein Vertriebener angehörte. Spätestens hier, im Jahr 1946, hatte man sich in Görlitz der Bewahrung des „schlesischen Erbes“ (S. 95) verschrieben und selbst auf parteiöffentlicher Ebene einen „Kompromiss zwischen öffentlicher Rede und dominantem Untergrunddiskurs“ (S. 98) hergestellt: Die Stadt entwickelte Verhaltensweisen einer „Kleinstadtgemeinde im Exil“ (S. 88), wobei das „Identitätsangebot“ Schlesien (S. 95) alle Bewohner der Stadt einschloss. Ein Prozess, der nicht zuletzt durch das Wirken der ‚Exilkirchen‘ beider christlicher Konfessionen in Görlitz befördert wurde: Die „Anwesenheit und Ausstrahlungskraft ihrer Heimatkirchen“ (S. 104) war für viele Vertriebene ein zusätzliches Moment der Identitätsbildung bzw. -bestätigung.

Zwar suchten Partei und Verwaltung in Dresden wie Berlin diesem Prozess entgegenzuwirken, weshalb Görlitz unter „besonderer Beobachtung“ stand (S. 123). Sukzessive ersetzte man die einheimischen Funktionäre durch Auswärtige. Mit Maßnahmen wie diesen gewann man aber gerade in der hochpolitischen Frage der Anerkennung der Grenze kaum Raum in der Stadt. Was nicht zuletzt dazu führte, dass der 17. Juni 1953 in Görlitz zwar kein „Aufstand der Vertriebenen“ (S. 132) war. Die mit der Vertreibung und Ansiedelung verbundenen sozialen und wirtschaftlichen Belastungen waren aber gerade in der Stadt an der Neiße besonders spürbar – und ließen den Aufstand wie nirgendwo in der DDR so nahe an einen tatsächlichen Umsturz kommen. Zudem war die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie, die man noch drei Jahre zuvor mit dem Görlitzer Abkommen offiziell zu inszenieren gesucht hatte, in keiner anderen Stadt der DDR mit dieser „Häufung und Heftigkeit“ (S. 134) Thema der Demonstrationen, der 17. Juni 1953 „löste einen letzten kollektiven Protest gegen die Grenze aus“ (S. 134). Nach der Niederschlagung des Volksaufstandes verschwanden Diskurse wie diese nach und nach, blieben aber spürbar, „bis die alte Generation ausstarb“ (S. 88). Erst jetzt gerieten „die ehemals deutschen Landschaften und Orte“, die sich „hinter den Grenzbrücken“ befanden, „langsam in Vergessenheit“ (S. 135).

Markus Lammert wird mit seiner gut lesbaren und reich bebilderten Studie seinem eigenen Anspruch gerecht, durch eine „mikrohistorische Innenansicht“ (S. 16) die vorliegenden sächsischen Befunde zur Vertreibung und Integration (Stefan Donth, Irina Schwab) zu ergänzen. Hinsichtlich der Frage der regionalen und lokalen Identität eröffnet er allerdings eine neue Perspektive, auf der hinsichtlich der Identitätskonstruktionen und ‚Verschiebungen‘ nach 1945 weiterführende Studien in der Region Oberlausitz aufbauen können. Die Sonderrolle der Stadt Görlitz, die sich aus der Teilung der Oberlausitz 1815 und mithin ihrer geografischen bzw. verkehrlichen Lage als „Durchgangsstation“ (S. 26) ergab, kann dabei kaum darüber hinwegtäuschen, dass vergleichbare Phänomene der Ansiedlung von Vertriebenen und deren Integration auch in anderen Orten der Oberlausitz zu beobachten waren; im Kontext seiner Schilderungen des 17. Juni 1953 deutet der Autor dies bereits an. Und es sind gerade diese mehrfach überlagerten, durch die „hybride Nachkriegsgesellschaft“ (S. 83) geprägten Identitätskonstruktionen, die die DDR überdauerten und die Region Oberlausitz – Stichwort Niederschlesischer Oberlausitzkreis oder Schlesisches Museum Görlitz – auch nach 1989 noch prägten.